

Beilage zu Nr. 77 des „Nebraer Anzeiger“.

Nebra, Sonnabend, den 25. September 1915.

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 21. September.
Westlicher Kriegsschauplatz: Am Abschnitt Souchez-Arras unterhielt die französische Artillerie starkes Feuer. In der Gegend von Neuville kam es zu Handgranatenkämpfen. Das gestern in Trümmer geschossene Schleusenhaus von Sapigneul (am Marnekanal nordwestlich von Reims) wurde nach Sprengung der Ueberreste planmäßig und ohne Berührung mit dem Feinde von uns geräumt. Westlich von Perthes (in der Champagne) und in den Argonnen wurden mit Erfolg Minen in der feindlichen Stellung gesprengt. Mehrere Handgranatengriffe am Hartmannsweilerkopfe wurden abgeschlagen.

Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Die Truppen des Generalobersten von Eichhorn sind nordwestlich und südwestlich von Dschmjana im fortschreitenden Angriff. Der rechte Flügel der Heeresgruppe erreichte unter Nachhutkämpfen die Gegend östlich von Lida bis östlich von Nowogrodek.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern. Der Uebergang über den Molezadz bei und südlich Dmorzec ist erzwungen. Weiter südlich gelangten unsere Truppen unter Verfolgungskämpfen bis in die Linie südöstlich Molezadz-Nomaja-Mysch (westlich Ostrow).

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen. Die Lage ist unverändert.

Südöstlicher Kriegsschauplatz. Bei den deutschen Truppen hat sich nichts ereignet. Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 22. September.

Westlicher Kriegsschauplatz: Zwischen Souchez und Neuville sowie östlich Reincourt griffen die Franzosen gestern abend an. Die Angriffe brachen im Feuer vor unseren Hindernissen zusammen. In der Champagne wurden nordwestlich des Gehöftes Beaufejour neue französische Schanzarbeiten durch konzentrisches Feuer zerstört. Starke Patronen, die teilweise bis zur 3. feindlichen Linie durchstießen, vervollständigten die Zerstörung unter erheblichen Verlusten für die Franzosen, machten eine Anzahl Gefangener und kehrten befehlsgemäß in unsere Stellung zurück. Ein englisches Flugzeug wurde bei Willerval (östlich von

Neuville) von einem deutschen Kampfflieger abgeschossen. Der Führer ist tot, der Beobachter wurde verwundet gefangen genommen.

Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Südwestlich von Lennewaden an der Düna nordwestlich von Friedrichstadt machten die Russen einen Vorstoß. Es wird dort noch gekämpft. Westlich von Smelina (südwestlich von Dünaburg) brachen unsere Truppen in die feindliche Stellung in einer Breite von 3 km ein, machten 9 Offiziere, 2000 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 8 Maschinengewehre. Nordwestlich und südwestlich von Dschmjana ist unser Angriff im weiteren günstigen Fortschreiten. Der Gavia-Abschnitt ist beiderseits Subotniki überschritten. Der rechte Flügel ist bis in die Gegend nördlich von Nowogrodek vorgekommen.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern. Der Molezadz-Abschnitt ist auch südöstlich des gleichnamigen Ortes überschritten. Russische Stellungen auf dem westlichen Mischanka-Ufer beiderseits der Bahn Brest-Litowsk-Minsk wurden erstürmt und dabei 1000 Gefangene gemacht und 5 Maschinengewehre erbeutet. Weiter südlich wurde Ostrow nach Häuserkampf genommen. Ueber den Dginski-Kanal bei Telechany vorgegangene Abteilungen warfen die Russen in Richtung Dobroslawka zurück.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen. Westlich Logischin fanden kleinere Kämpfe statt.

Südöstlicher Kriegsschauplatz: Nichts Neues. Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 23. September.

Westlicher Kriegsschauplatz: Begünstigt durch die klare Witterung herrschte auf der ganzen Front sehr rege Tätigkeit der beiderseitigen Artillerien und der Flieger. Ein anscheinend gegen die Kirchhofsmauer von Souchez beabsichtigter Angriff kam in unserem Feuer nicht zur Durchführung. Ein feindliches Flugzeug stürzte in unserm Feuer nördlich von St. Menchould brennend ab. Ein anderes mußte nach Luftkampf südöstlich von Bouziers landen. Die Inassen sind gefangen genommen. Ueber Pont-a-Mousson schob ein deutscher Flieger im

Kampfe mit zwei Franzosen den einen ab. Das Flugzeug stürzte brennend zwischen der deutschen und der französischen Linie nieder.

Westlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Südwestlich von Lennewaden ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Bei unserem Gegenangriff wurden gestern 150 Gefangene gemacht. Auch westlich von Dinaburg gelang es in die russische vorgeschobene Stellung einzudringen. 17 Offiziere, 2105 Mann, 4 Maschinengewehre fielen in unsere Hand. Gegenangriffe gegen die von uns südwestlich von Dünaburg genommenen Linien wurden abgewehrt. Der Widerstand der Russen von nördlich von Dschmjana bis östlich Subotniki (an der Gavia) ist gebrochen. Unsere Truppen folgen dem weichenden Gegner, der über 1000 Gefangene zurückließ. Der rechte Flügel kämpft noch nördlich von Nowogrodek.

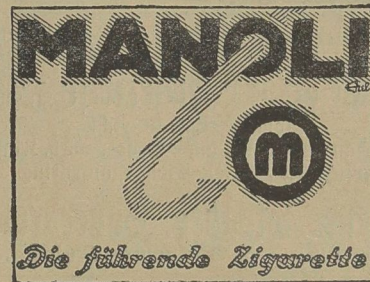
Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern. Westlich von Walowka wurde die russische Stellung genommen; dabei wurden 3 Offiziere 380 Mann gefangen genommen und 2 Maschinengewehre erbeutet. Weiter südlich ist die Lage unverändert.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen. Nordöstlich und östlich von Logischin wird weiter gekämpft.

Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die Lage ist unverändert. Oberste Heeresleitung.

Vermischtes.

Berlin, 24. September. Die Zeichnungen auf die dritte Deutsche Kriegaanleihe betragen nach den bisher vorliegenden Ergebnissen 12 Milliarden 30 Millionen Mark. Einzelne kleinere Teilergebnisse stehen noch aus.



Das stellvertretende Generalkommando IV. Armeekorps veröffentlicht eine neue Bekanntmachung betreffend Beschlagnahme, Meldepflicht und Ablieferung von fertigen, gebrauchten und ungebrauchten Gegenständen aus Kupfer, Messing und Reinnickel. Diese Bekanntmachung bezieht sich auf die gleichen Haushaltungsgegenstände wie die Bekanntmachung Nr. M. 325/7. 15 KRA. vom 31. Juli 1915. Durch die neue Bekanntmachung wird die Verordnung vom 31. Juli 1915 dahin erweitert, daß die Frist zur freiwilligen Ablieferung bis zum 16. Oktober 1915 verlängert wird, und daß die Sammelstellen bis dahin zur Aufnahme von freiwillig abgelieferten Gegenständen geöffnet bleiben. Ferner sind in Zusätzen zu der neuen Bekanntmachung die Gegenstände genannt, die an den Sammelstellen zu den bereits in der Bekanntmachung vom 31. Juli 1915 angegebenen Preisen angenommen werden. Ein weiterer Zusatz ordnet die Meldung der nicht freiwillig abgelieferten Gegenstände in der Zeit vom 17. Oktober bis zum 16. November 1915 an; ein anderer Zusatz bestimmt, daß die der Bekanntmachung unterliegenden Gegenstände, die bis zum 16. Oktober 1915 nicht freiwillig abgeliefert werden, nach dem 16. November 1915 enteignet werden. Auch über die Ablieferung von anderen Gegenständen, einschließlich Altmaterial, an die Sammelstellen und die hierfür von diesen zu zahlenden Preise sind Bestimmungen getroffen. Es kann der Bevölkerung nicht dringend genug empfohlen werden, von der Möglichkeit der freiwilligen Ablieferung schnellstens weitgehenden Gebrauch zu machen. Der genaue Wortlaut der Bekanntmachung wird in den Gemeinden und Gutsbezirken des Kreises Quertfurt zum Aushang gebracht.

Laucha, 21. Sept. Der Oberleutnant d. L. Dertel d. Ä. ist zum Hauptmann befördert worden.

Laucha, 21. Sept. Als Lauchaer Steinbrucharbeiter im Borntal ihre Arbeitsstätte aufsuchten, fanden sie die eingekerkerte Leiche eines unbekanntem jungen Mädchens. Die Verfassung, in welcher die Leiche gefunden wurde, läßt auf einen Lustmord schließen. Ein herbeigeholter Polizeihund verfolgte die Spur eines in Laucha wohnenden galizischen Steinbrucharbeiters, der aber noch nicht verhaftet werden konnte. Zur Mordtat bei Golzen wird noch berichtet, daß die gerichtliche Aufhebung der Leiche des ermordeten Mädchens wahrscheinlich Freitag erfolgen wird. Die Ermordete soll ein



jogen, Polackemädchen sein. Der Tat verdächtig sind zwei russisch-polnische Arbeiter, von denen der eine als ihr Bräutigam galt; beide sind in Haft genommen worden.

Frensburg, 21. September. Der 18 Jahre alte Arbeiter Willy Werner gen. Radeck von hier befand sich auf einer nahen Grube auf einer Lokomotive; plötzlich setzte diese aus unbekannter Ursache in Bewegung und stürzte einen Abhang hinab; dadurch explodierte der Kessel. R. sowie der Führer der Lokomotive und ein auf ihr als Heizer tätiger französischer Kriegsgefangener wurden so schwer verbrüht, daß alle drei gestorben sind. R. wird morgen hier beerdigt.

Verhandlungen des Königl. Schöffengerichts zu Nebra am 23. September 1915.

1. Die Ehefrau Alma Wolff geborene Klauer in Nebra wurde wegen Beleidigung des Stationsaufsehers Lorenz in Nebra zu 30 Mk. Geldstrafe oder 6 Tagen Gefängnis verurteilt.

2. Von der Anklage des Felddiebstahls wurde mangels nötiger Beweise der Kohlenhändler Bauer in Nebra freigesprochen.

Theater in Nebra. Sonntag, den 26. Sept. wird das Naumburger Stadttheater im Saale des Preussischen Hofes wieder ein Gastspiel veranstalten. Zur Ausführung kommt das reizende Volksstück mit Gesang: „Unser Glücksmädel“ von Reichmann. Ein reizendes Werk, das stets den größten Erfolg erzielte, dabei dezent und gemüthvoll heiter; einige reizende Gesangsstücke fügen sich dem guten Werke geschmackvoll ein. Ein Besuch ist sehr zu empfehlen. Nachmittags findet ein Zaubermärchen für die Kinder statt.

Kirchliche Nachrichten.

17. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:

Herr Oberpfarrer Schwieger.

Kollekte für das Diakonissenhaus in Magdeburg-Gracau.

Abend 8 Uhr Kriegsbettstunde.

Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde gesammelt.

Beerdigt: Am 19. September Friedrich Karl Hochleiter, Schiffer, 60 Jahre 4 Monate 21 Tage alt.

Langfrauenverein.

Sonntag abend 7/9 Uhr.

Wir kaufen im Auftrage der Gerstenverwertungs-Gesellschaft im Regierungsbezirk Merseburg

jeden Posten Gerste

und erfuchen um Angebote.

**Aktien-Malzfabrik „Goldene Aue“
Roßleben.**

Persil
für
Wollwäsche!
Henkel's Bleich-Soda

Königlich Preussische Lotterie.

Die Erneuerung der Lose 4. Klasse bitte von heute ab zu bewirken.

Waldemar Kabisch.

Feldpostkartons

(Blechbüchsen mit Verschluss à 1 Pfd.)

sind wieder eingetroffen

Waldemar Kabisch.

Gute weiße Schmierseife Zentner 24 Mk.

Gute gelbe Schmierseife Zentner 30 Mk.

solange Vorrat reicht.

Versand gegen Nachnahme oder vorh. Kasse.

Bargmann, Kiel, Hohenstaufenring 37.

Neues Magdeb. Sauerkraut

empfiehlt

Waldemar Kabisch.

Die Strickabende

sollen für einige Zeit ausgesetzt werden. Die Wiederaufnahme derselben wird seiner Zeit bekannt gegeben werden.

Frau Oberpfarrer Schwieger.

Feinste Dschenzungen

in kleinen Dosen, ins Feld zu senden, empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Anchovis in Dosen,

Lachs in Dosen,

Delfardinen in Dosen,

empfiehlt

Waldemar Kabisch.

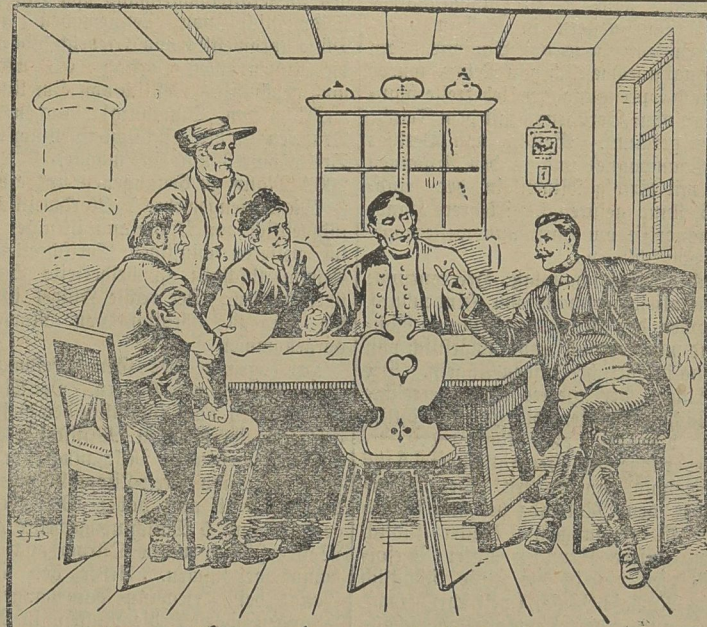
Frühstücksheringe,

Bismarkheringe,

Senfheringe

— in Dosen —

trafen wieder ein. **Waldemar Kabisch.**



Eine der wichtigsten
Kriegsfragen

ist ohne Zweifel die: „Wie stellen wir die Volksernährung sicher?“ Dadurch, daß wir bei der Ernte Höchsterträge erzielen, was durch gute Bodenbearbeitung und Düngung erreicht wird. Bei einer richtigen Düngung darf neben Phosphorsäure, Stickstoff und — wo erforderlich — Stall

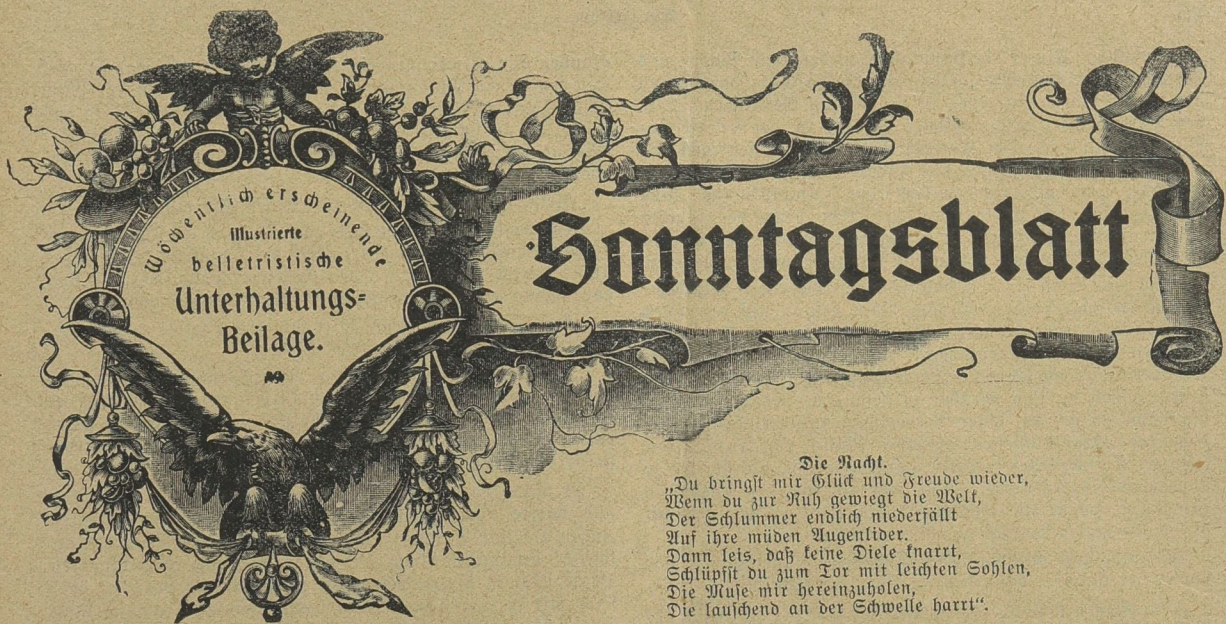
Das billige Kali nicht fehlen.

Kainit oder 40% iges Kalidüngesalz bringen die anderen Düngemittel erst zur vollen Wirkung und setzen so den Boden in den Stand, Höchsterträge hervorzubringen. — Ausführliche Broschüren und jede weitere Auskunft über Düngungsfragen jederzeit kostenlos durch:

Landwirtschaftliche Auskunftsstelle des Kalihyndikats G. m. b. H.
Leopoldshall - Staßfurt.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.





Sonntagsblatt

Wöchentlich erscheinende
 Illustrierte
 belletristische
 Unterhaltungs-
 Beilage.

Die Nacht.
 „Du bringst mir Glück und Freude wieder,
 Wenn du zur Ruh gewiegt die Welt,
 Der Schlummer endlich niederschlägt
 Auf ihre müden Augenlider.
 Dann leis, daß keine Diele knarrt,
 Schließst du zum Thor mit leichten Sohlen,
 Die Mäje mir hereinzuholen,
 Die lauschend an der Schwelle harrt“.

Ein Irrtum.

Novelle von A. Wendt.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)
 „Waren Sie gestern in der Gesellschaft unserer liebenswür-
 digen Frau Oberst?“ fragte Dietrichs Begleiter. Die
 Frage wurde von ihm bejaht.

„Apropos, haben Sie vielleicht das seltene Glück gehabt,
 dabei deren schöne Schwägerin zu Gesicht zu bekommen?“

„Eine Schwägerin der Frau
 Oberst?“ fragte Dietrich erstaunt.
 „Ist eine solche zum Besuch da?“

„Nicht zum Besuch, sie wohnt
 dauernd im Hause ihres Bruders!“

Eine jähe Ahnung stieg in Diet-
 richs Geiste auf und etwas hastig
 und aufgeregte sagte er: „Davon
 weiß ich nichts! Wer ist die Dame?
 Und weshalb hält sie sich so geheim-
 nisvoll im Hintergrund?“

„Das ist eben der Punkt, der
 sämtliche Offiziere in Spannung
 hält!“ war die Erwiderung. „Sie
 erscheint nie in Gesellschaft, höchstens
 einmal in Begleitung der Frau
 Oberst oder ihres Bruders auf der
 Promenade. Aber die wenigen Male,
 die sie dem einen oder andern von
 uns Gelegenheit gab, sie zu sehen,
 haben das Interesse für sie nur ver-
 doppelt angeregt. Sie ist schön, aber
 von einer ganz besonders interes-
 santen Schönheit, und jeder von uns
 würde sich glücklich schätzen, ihre
 nähere Bekanntschaft machen zu dür-
 fen. Doch dazu bietet sich eben kei-
 nem von uns die Gelegenheit!“

„Aber der Grund — es muß doch
 ein Grund zu dieser Abgeschlossenheit
 vorliegen?“ presste Dietrich hervor.

„Man weiß das nicht genau,“
 versetzte der andere. „Nur so viel ist
 bekannt, daß sie kurze Zeit, jeden-
 falls unglücklich, verheiratet war.
 Als der Oberst vor einem halben
 Jahre hierher versetzt wurde —“

„Wie, der Oberst ist erst hierher versetzt worden?“ stieß
 Dietrich aus.

„Vor einem halben Jahre!“ bestätigte der Kamerad.
 Seine Schwester befand sich in seiner
 soll erst kurz zuvor ihr Ende erreicht
 haben; die näheren Umstände dersel-
 ben sind jedoch keinem hier bekannt!“

„So wäre also der Name Tornau
 nicht der ihres Gatten, sondern ihr
 Geburtsname?“ fragte Dietrich in
 immer größerer Erregung.

„Natürlich!“ bejahte der junge
 Offizier. „Man kennt hier indes
 keinen andern. Aber was ist Ihnen
 nur, Herr Kamerad? Hat meine
 Nachricht Sie so aufgeregt?“

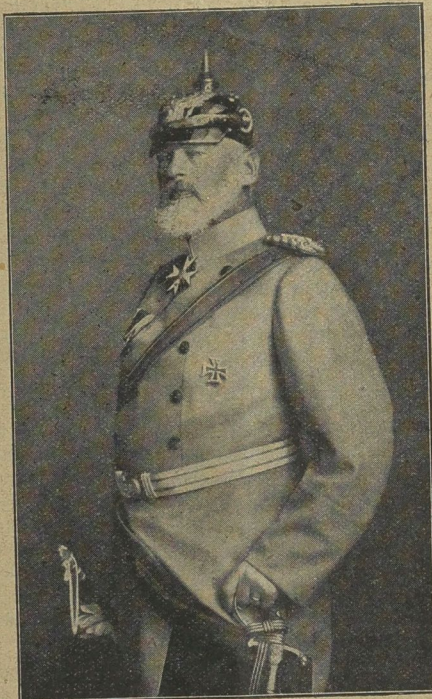
Dietrich erwiderte nichts darauf.
 „Beantworten Sie mir nur noch
 eine Frage,“ sagte er hastig. „Wie
 heißt die Schwester des Obersten mit
 Vornamen?“

„Wally!“ antwortete er. „Wir
 nennen sie unter uns nur die schöne
 geheimnisvolle Wally! Doch
 sehen Sie, dort kommt die Frau
 Oberst mit ihrer Schwägerin daher-
 gefahren!“

Gleich darauf rollte der Wagen
 an den beiden salutierenden Offi-
 zieren vorüber. Wie versteinert sah
 Herr von Schilda hinter ihnen her.
 Es war wirklich Wally, die neben
 der Frau Oberst in dem Gefährt saß.

5.

Es war seit dieser Begegnung
 einige Zeit vergangen. Der Früh-
 ling war mit seiner Pracht nun voll-
 ständig ins Land gerückt. Und an
 einem solchen Frühlingstage, nach-
 mittags, war es, als Dietrich, wie
 fast täglich, seine Promenade im



Prinz Leopold von Bayern,
 siegreicher Führer einer Armee im Osten,
 der Eroberer von Warschau.
 Neueste Aufnahme von Hofphot. F. Müller.



Park machte. Als er die Hauptallee, in der viele Wagen und Spaziergänger ihm begegneten, fast bis zu Ende durchmessen hatte, bemerkte er an einer Stelle, wo ein Seitenweg sich in den Park verlor, eine Equipage halten, in der er die des Obersten erkannte. Der Kutscher war vom Bod gestiegen und beschäftigte sich soeben mit den Pferden. Von der Herrschaft hingegen war niemand zu bemerken. Unwillkürlich schlug Dietrich auch den Seitenweg ein. Von demselben führten wieder andere Zweigwege in entlegene Partien des Parkes, in denen ihm nur noch vereinzelte Spaziergänger begegneten.

Jetzt war er an ein von Hollunder und Geisblatt gebildetes Gebüsch gelangt, in dem sich eine Bank befand, auf der er sich schon öfters ausgeruht hatte. Er wandte sich auch heute nach diesem seinem Lieblingsplätzchen. Als er in den Eingang der Laube trat, erhob sich eine Frauengestalt von der Bank und strebte schnell an ihm vorüber zu gelangen. Schon wollte er die Dame an sich mit einer Verbeugung vorüberlassen, als er trotz des herabgelassenen Schleiers Wally von Tornau erkannte. Ein trotziger Gedanke durchzuckte ihn, als sie ihm so unerwartet entgegentrat. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, wo sie ihn anhören mußte, sagte er sich, und mit diesem Gedanken vertrat er ihr den Weg.

Minutenlang bligten zwei Augenpaare ineinander, wie die zweier Gegner; dann begann Herr von Schilda:

„Es scheint, gnädige Frau, daß der Himmel selbst sich für mich ins Mittel legt, dann es hieße freveln, wollte man die offenbare Fügung desselben nicht in diesem unerwarteten Zusammentreffen erkennen!“

„Ich möchte doch bezweifeln, daß Sie mit dem Himmel auf so gutem Fuße stehen!“ antwortete die Baronin spöttlich. „Jetzt aber, bitte ich, geben Sie mir den Weg frei!“

„Nicht früher, gnädige Frau, als bis ich Ihnen gesagt habe, was ich Ihnen zu sagen habe!“ entgegnete er ihr mit eiserner Entschlossenheit.

„Wie, mein Herr, soll das heißen, daß Sie mich mit Gewalt hier zurückhalten wollen?“ rief sie empört.

„Wenn Sie mich dazu zwingen, — ja!“ erwiderte er.

„Unerhört!“ stieß sie aus.

„Aber durchaus nur der Gewalttherrschaft der Männer würdig!“ vollendete er.

„Allerdings,“ preßte sie hervor, „wenn Sie es auch nur im Spott sagen! Aber ich erinnere Sie zu Ihrem eigenen Besten an die aus dieser Willkür entstehenden Folgen!“

„Ich will es auch darauf ankommen lassen. Sie haben mich in dem Heiligsten, was ich besitze, in meiner Ehre gekränkt. Ich kann Sie nicht zwingen, mich zu lieben, aber Achtung kann ich, muß ich von Ihnen fordern. Und um es kurz zu machen, so sage ich Ihnen denn, daß meine damalige Handlungsweise keine ehrlöse war, sondern daß ich das Opfer eines Fehlschlusses geworden bin. Ich hielt Sie für verheiratet!“

„Dann wußten Sie nur die Wahrheit!“ antwortete sie.

„Sie verstehen mich nicht!“ entgegnete er. „Daß Sie verheiratet waren, konnte mir allerdings kein Geheimnis sein, aber ein unselbiges Mißverständnis machte mich glauben, daß Sie es noch zu jener Zeit waren. Ich hielt den Oberst Tornau für Ihren Gatten!“

„Wie? Meinen Bruder?“ unterbrach ihn die Baronin bestürzt. „Und das konnten Sie glauben?“ Ihre Stimme hatte den herben, verächtlichen Ausdruck verloren; sie blied erschreckt in des Sprechers Züge.

„Sie trugen den gleichen Namen,“ stotterte dieser, „ich konnte nicht ahnen, daß das Ihr Geburtsname sei!“

Und mit fliegenden Worten erzählte er ihr, wie das ganze Mißverständnis entstanden war. Als er wieder schwieg, sagte sie nichts. Sie blied stumm zur Erde, während ihr Gesicht von einer tiefen Blässe überzogen war. Und wieder wallte das heiße Gefühl in Dietrichs Herzen auf, während sein Blick auf der schönen Gestalt, dem geistvollen Antlitz ruhte, und heiß kamen die Worte über seine Lippen:

„Gnädige Frau — Wally — können Sie mir vergeben, was ich im Übermaß der Leidenschaft an Ihnen that? D,

glauben Sie es mir, nur ein Übermaß von Liebe war es, da mir den klaren Blick trübte! Es gibt ein altes Wort: „Mit Leidenschaft verliert man jedes Spiel“, und doch, wäre das Liebe, die in solchen Augenblicken einer ruhigen, kühlen Erwägung fähig sein würde?“ Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie entzog sie ihm hastig.

„Nein, nein!“ stieß sie aus. „Lassen Sie mich!“

„Ich weiß es,“ fuhr er fort, „daß ich mich an Ihnen schwer vergangen habe, aber bedenken Sie die Umstände. Ich wußte nichts weiter über Sie, — das Geheimnisvolle, das Sie umgab, meine blinde Leidenschaft — alles das zusammen —“

„Gab Ihnen kein Recht, mich für eine Ehrlose zu halten!“ unterbrach sie ihn flammenden Blickes.

„Das Wort ist scharf, gnädige Frau!“ entgegnete er. „Ich habe Ihnen freimütig meine Schuld bekannt, und so groß sie ist, hoffte ich doch, daß es eine Veröhnung für dieselbe gäbe, daß die Liebe diese Veröhnung zu gewähren vermöge. Kann sie es nicht, Wally, — kann sie es nicht?“

Er hatte die letzten Worte mit stehendem Tone gesprochen und harrete nun mit sichtbarer Spannung in den erregten Zügen auf ihre Antwort. Aber er harrete umsonst auf das erlösende, beseligende Wort, und als sie auch nach einer längeren Pause noch in ihrem Schweigen verharrte, da brach er dasselbe mit herbem Tone: „Nun wohl, gnädige Frau, ich kann Sie nicht zwingen, mich zu lieben, und Sie lieben mich eben nicht, wie ich einst so kühn war, anzunehmen, und in welchem Glauben ich so unsäglich glücklich war. Ich hoffe aber, daß Sie mir, nach dem, was ich Ihnen hier jetzt sagte, wenigstens Ihre Achtung nicht mehr verweigern werden, und somit habe ich denn das erreicht, was ich überhaupt erreichen konnte. Seien Sie glücklich!“ Er wandte sich zum Gehen.

„Herr von Schilda!“ Weich, flehend, wie eine Abbitte, klangen die Worte an das Ohr des jungen Offiziers.

Er wandte sich um und warf einen Blick auf ihr schönes Gesicht, das ängstlich auf ihn gerichtet war, und dann lag er vor ihr auf den Knien und hatte ihr Hand ergriffen und preßte sie an seine Lippen.

Sie wehrte ihn sanft, aber entschieden ab. „Nicht so! Stehen Sie auf! So war es nicht gemeint!“ sprach sie leise, doch bestimmt.

„Nicht?“ stieß er aus. „D — aber es gibt für mich keine andere Deutung! Sagen Sie mir, daß ich mich nicht irre, — sagen Sie mir, daß ich hoffen darf!“

„Ich will Ihnen allerdings noch etwas sagen, aber nicht eher, als bis Sie eine Stellung eingenommen haben, die nicht mich und Sie kompromittiert!“ verlegte sie.

„So sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mir verzeihen, oder ich bleibe hier liegen, und wenn die ganze Welt Zeuge davon würde!“ bat er leidenschaftlich.

„Gut denn! Was Sie verlangen, ist ja nichts als Christenpflicht. Ich verzeihe Ihnen!“ entgegnete die schöne Frau mit einem Lächeln.

Er erhob sich aus seiner knienden Stellung und lehnte sich gegen die Bank. „Und ich höre!“ sagte er.

„Sie haben vorhin des Geheimnisvollen erwähnt, das mich umgab,“ fing Wally an, „und besteht dieses Geheimnisvolle nicht noch für Sie? Ist es nicht Ihre Pflicht, erst meine Vergangenheit zu kennen, ehe Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand anbieten, und wissen Sie, ob Sie das noch tun werden, nachdem ich Sie über diese unterrichtet haben werde?“

„D, zweifeln Sie nicht daran! Ich konnte nur einmal ein firschter Knabe sein!“ unterbrach er sie.

Sie winkte ihm mit der Hand Schweigen. „Zedenfalls,“ sprach sie, „ist es nach dem, was zwischen uns vorgefallen, meine Pflicht, zu Ihnen von dieser Vergangenheit zu sprechen, und damit werden Sie auch zugleich den Schlüssel zu meiner Abgeschlossenheit, meiner Herbitte, meinem Mißtrauen und meiner Verachtung erhalten. Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten mein Schicksal bezeichnen. Meine Eltern waren früh gestorben. Mein Bruder, der bedeutend älter ist, als



ich, lebte in einer fremden Garnison und konnte sich um meine Erziehung nicht kümmern. So nahm eine alte, unverheiratete Tante mich zu sich in ihr Haus. Sie hat mir, wie ich sagen darf, eine gute Erziehung geben lassen und führte mittels ihres eigenen Vermögens und den Zinsen des meinigen ein vornehmes Haus. Es hat mir, als ich in das entsprechende Alter trat, nicht an Bewerbern gefehlt. Unter diesen befand sich ein junger Gutsbesitzer, der sich durch seine äußere Erscheinung, sowie durch seine Talente angenehm zu machen verstand und durch seine Bildung auszeichnete. Er lebte in der süddeutschen Residenz, in der wir wohnten, auf großem Fuße. Seine Güter besuchte er nur selten. Um es kurz zu machen, ich nahm auf Anraten der Tante seinen Antrag an; ich hatte ja lange genug gezögert, und sie selbst war alt und kränklich, so daß es ihr eine Beruhigung gewährte, mich versorgt zu wissen. Ich liebte ihn nicht, aber die Tante meinte, das fände sich in der Ehe von selbst, und so hatte ich meine Zustimmung zu der Verlobung gegeben, welcher bald auch die Hochzeit folgte. — Einige Gerüchte, die uns zugegangen waren, über herabgekommene Vermögensverhältnisse desselben beachteten wir nicht. Überdies besaß ich ein verfügbares Vermögen von dreißigtausend Talern, dessen größten Teil wir am Hochzeitstage in die Hände des Grafen legten. Es konnten eben nur Frauen sich einer solchen Vertrauenseligkeit hingeben, denn mein Bruder, der weit entfernt in Garnison stand, konnte mir nicht ratend zur Seite stehen und war überdies daran gewöhnt, die Tante, die sich nicht in ihre Angelegenheiten dreinreden ließ, für mich Sorge tragen zu lassen. Wer hätte aber auch ahnen können, was einen Tag nach der Hochzeit erfolgte? Wir waren noch in derselben Nacht nach den Gütern des Grafen abgereist und langten andern Tags gegen Morgen daselbst an. Er führte mich in ein für mich bestimmtes Wohnzimmer mit anstoßendem Schlafgemach und bat mich, mich von den Strapazen der Reise zu erholen, was auch er tun wollte; dann würden wir uns nach einigen Stunden wiedersehen. Ich war wirklich so ermüdet, daß ich nicht auf meine Umgebung achtete, sondern bald, nachdem ich mich mit Hilfe eines Mädchens meiner Reisekleider entledigt hatte, in einen totenähnlichen Schlaf versiel, aus dem ich erst gegen Abend erwachte. Ich schellte. Der Graf sei schon gegen mittag ausgeritten, hieß es. Ich musterte meine Umgebung und fand, daß die Ausstattung der Zimmer keineswegs neu, sondern eine veraltete, dürftige war. Stunden vergingen. Der Graf erschien noch immer nicht. Wie soll ich Ihnen diese Stunden entsetzlicher Pein beschreiben, die ich durchlebte? Endlich, ganz spät am Abend wurde mir ein Brief übergeben, der mir das Rätsel löste, welches mich umgab, — aber in der entsetzlichsten Weise. Der Graf hatte mit meinem Vermögen das Weite gesucht. Die Güter waren stark über ihren Wert verschuldet, dazu verschiedene Wechsel fällig; so hatte er sich denn mit dem Rest dessen, was er hatte zusammenraffen können, und mit meinem Vermögen davongemacht — auf Nimmerwiederkehr. Lassen Sie mich alles andere übergehen — meinen Zorn, meine Scham, meine Verzweiflung, — nicht wegen des verlorenen Geldes, sondern über die Demütigung, die mir, als dem Opfer eines so schmähligen Verrats, widerfahren war. Ich kehrte in das Haus der Tante zurück. Die Scheidung bereitete keine Schwierigkeiten; aber noch während derselben starb meine mütterliche Beschützerin. Sie hatte mich zu ihrer Erbin eingesetzt. Ich sollte nun zu meinem Bruder ziehen, doch blieb ich, bis alles geordnet sein würde, noch in der Residenz, im Hause meiner verstorbenen Tante. Als wir — Sie und ich — uns kennen lernten, befand ich mich auf der Reise zu meinem Bruder, der mir bis Dresden oder Berlin entgegenkommen wollte. Sie werden begreifen, welche Erbitterung, welches Mißtrauen, welche Verachtung sich gegen die Menschen, und besonders gegen die Männer, meiner bemächtigt hatte. Von solchem Geiste beiseht, lernte ich Sie kennen und — und —

Sie hielt errötend inne.

„Und?“ wiederholte er. „D, sprechen Sie weiter!“

„Nein, nein,“ stammelte sie, „nur soviel, — ich fing wieder an, Vertrauen zu gewinnen, und dann —“

„Dann glaubten Sie sich wieder verraten — getäuscht?“ stieß er aus. „Aber jetzt, Wally, — jetzt?“

Er suchte ihre Hand zu ergreifen, aber sie drängte ihn sanft zurück. „Nein, nein!“ verzehrte sie ihm. „Lassen Sie mich! Sie werden nun einsehen, daß es besser ist, wenn wir uns hier Lebewohl sagen. Eine geschiedene Frau —“

Er ließ sie nicht vollenden.

„Können Sie mich eines so sinnlosen Vorurteils für fähig halten? Sie sind ja überhaupt nicht einmal Frau gewesen! D, ich begreife es wohl, wie Sie nach alledem empfinden mußten, — wie unaussprechlich Sie gelitten haben! Aber noch ist es nicht zu spät, alles zu vergessen, — glücklich zu machen und zu sein! Lassen Sie mich Ihnen beweisen, ein ganzes Leben lang, daß es auch noch ehrliche und ehrenhafte Männer gibt, an die eine Frau ihr Vertrauen nicht verschwendet! Wollen Sie das, Wally? Wollen Sie Vertrauen, Glauben, Liebe zu mir und in mir zu der Menschheit wiederfinden?“

Sie sah verlegen vor sich nieder auf die Erde.

„Ich fürchte, daß ich nicht imstande sein werde, Sie glücklich zu machen,“ sagte sie.

„D, wenn es nur das ist!“ rief er aus. „Dann wissen Sie selber nicht, welcher reiche Schatz in Ihnen verborgen liegt!“ Er hatte ihr schönes Haupt zwischen seine Hände genommen und blickte ihr innig, mit glücklichem Lächeln in das Gesicht. „Wollen Sie es nicht versuchen, Wally? Ich nehme alle Folgen auf mich! Wollen Sie es?“

„Ich muß ja wohl, da ich einmal in Ihrer Gewalt bin!“ stammelte sie leise unter heißem Erröten.

„D Wally, — Wally!“ jubelte er da auf, und dann neigte sich sein Gesicht dem ihren entgegen, und ihre Lippen suchten und fanden sich und ruhten aufeinander, lange — lange — wie zum Schwur ewiger, treuer Liebe.

Was dann noch weiter in dem stillen Gebüsch, in der grünen Einsamkeit gesprochen wurde? Es waren nicht viele zusammenhängende Worte. Wenn ein Lauscher hinter dem dichten Gesträuch gestanden hätte, so würde er nur das Rosen zweier Glücklicher vernommen haben, die in diesem berauschten Spiel Herz um Herz, Seele um Seele tauschten und zu dem die Nachtigall in dem nahen Gebüsch in sanften, sehnsuchtsvollen Weisen gleichsam den Grundton gab.

Es war Wally, die zuerst diesen Glückstrahl unterbrach, indem sie sich schamhaft seinen Armen entwand.

„Man wird sich zu Hause über mein langes Ausbleiben wundern,“ sagte sie im Gehen.

„D, es soll nicht an der Aufklärung des Wunders fehlen!“ entgegnete Dietrich. „Ich fahre mit dir!“

„Wie?“ wollte sie einwenden. „Und die Menschen, die uns zusammen sehen?“

„Werden sich daran gewöhnen müssen, uns in der Folge immer beisammen zu sehen, mein Lieb,“ entgegnete er. „Ich möchte mein Glück hinfort keinen Augenblick mehr von der Seite lassen! Und was kümmern uns denn auch die Menschen? Wir haben ja niemand zu fragen! Du bist ja ganz unabhängig!“

„Bin ichs denn wirklich noch in diesem Augenblick?“ verzehrte sie, mit neckischem Blick dem feinen begegnend.

„Nun, wenn du es selbst bezweifelst, dann will ich auch gleich von meinem Recht Gebrauch machen,“ entgegnete Dietrich, indem er sie, beim Wagen angelangt, in denselben hineinhob und sich dann selbst neben sie setzte. —

„Ein glückliches Brautpaar bittet um Ihren Konsens!“

Mit diesen Worten trat Dietrich mit Wally am Arme in das Zimmer, in dem der Oberst Tornau und seine Gemahlin sich befanden. Es wollte zuerst des Erstaunens und Fragens kein Ende nehmen.

Und als man nach einigen Tagen die Verlobungskarten umhergeschickte, gab es noch viel mehr des Erstaunens und





Zu den Kämpfen bei Arras. Eine kühne Patrouille.

Fragens und Kopfschüttelns, besonders unter den Kameraden Dietrichs, die an dergleichen bei der schönen, geheimnisvollen Wally nicht im entferntesten gedacht hatten. Die Nachricht kam ihnen im Gegenteil vielmehr allen wie vom Himmel gefallen.

Und in einem solchen schien das Brautpaar, das nun schnelle Vorbereitungen zur Hochzeit traf, denn auch wirklich zu leben. Beide sind glücklich, daß nicht, wie es leider sonst oft im Leben geschieht, schlimme Folgen die Konsequenz geworden sind eines verzeihlichen Irrtums.

Ein Kaffeehouserlebnis im Jahre 1899 zu Paris.

Von Francine Mannjung.

Es war im Jahre 1899, als mich die Sehnsucht nach Frankreich erfaßte. Trozdem ich vier Jahre früher erst die Klosterschule verließ, wo ich als Deutsche so viel bittere Broden schlucken mußte, konnte ich doch dem Zauber der Erinnerung nicht widerstehen, und das Ziel meiner Hochzeitsreise war Paris —

Paris, diese herrliche Stadt, von der in den engen Pensionsmauern so viel erzählt wurde, dünkte mir in meiner Phantasie etwas Außerordentliches zu sein, eine Stadt, die mit dem engen Chauvinismus, der die französische Provinz erfüllte, gar nichts gemeinschaftliches hatte; so glaubte ich! — Wir, das heißt besonders ich, waren von der „Stadt des Nichts“ sehr enttäuscht. Sie war schmutzig nach meinen Begriffen, die alten Häuser, deren es zu dieser Zeit noch eine Menge gab, waren feucht, düster, eng und dumpf, die Verkehrsmittel beschränkt, und wer nicht über eine Equipage verfügte, der mußte einem wahrhaftig leid tun! — Wie schön, rein und bequem erschien mir unser Wien, dann Berlin dagegen! —

Von der so viel gerühmten Galanterie der Franzosen gegen die Frauen bekam ich wenig zu spüren, und ein Erlebnis verdient jetzt erzählt zu werden! —

In Paris spielt sich das Kaffeehausleben bekanntlich auf der Straße ab. Auf den Boulevards sind die Tischchen der Cafés bis fast auf den Fahrweg vorgehoben, und das Leben und Treiben dort zu beobachten, ist hochinteressant.

Eines Tages hatte mein Mann einen Geschäftsweg und ich beschloß, ihn auf dem Boulevardcafé, das in der Nähe unseres Hotels sich befand, zu erwarten.

Ich bemerkte, daß ich ein dunkles Schneiderkleid trug und einen kleinen, einfachen Hut auf hatte, nichts weniger als

auffällig ausah! — Ich trat in das Café, setzte mich an ein Tischchen und verlangte den üblichen Kaffee mit Milch. Der Kellner — nebenbei gesagt, ist der französische Kellner in der Art des Auftretens das gerade Gegenteil von seinen Wiener Kollegen — sah mich groß an und ging fort. Nach einer Weile kam er zurück und brachte mir statt des verlangten Kaffees einen Brief. Erstaunt nahm ich das Blatt zur Hand; wer konnte mir in Paris schreiben? — Mein Erstaunen wuchs aber, als ich den Zettel las, in dem man mich ersuchte, das Lokal zu verlassen, da alleinstehenden Damen nichts verabreicht werde! —

Ich konnte das nicht fassen — in Paris können alleinstehende Damen nicht ein Café besuchen? Das kam doch bei uns in dem ärgsten Provinznest nicht vor! — Ich ließ mir den Patron rufen und befragte ihn darüber.

„Madame,“ sagte er zwar höflich, aber kühl, „das ist Vorschrift. — Mein Blick sagt mir ja, daß Sie eine ehrbare Person sind; aber aus Prinzip wird das nicht geduldet. Wir könnten uns nicht vor dem Besuch der Kofotten erretten! — Aber Madame bekommen jederzeit serviert, wenn Sie in Begleitung eines Herrn kommen!“

„Und wenn dieser Herr ein Strolch, Vagant, ein Dienstmann ist, das macht nichts, da werde ich bedient?“

„Gewiß, Madame!“

„Schön!“ sagte sie, „wir werden sehen!“ Und wütend ging sie fort.

Auf der Straße hätte ich am liebsten vor Zorn geweint, aber nein! Ich mußte irgend etwas erfinden, um zu meinem Recht zu kommen; und wie ein Blitz erschien mir der Gedanke: du kannst mit welchem männlichen Wesen du willst, das keine Café betreten; gut, also. — Und ich schritt auf den nächsten Dienstmann zu und fragte ihn: „Wollen Sie mit mir in ein Café gehen und ein Glas Absinth nehmen?“



Sultan Muhammed V. Ghazi, Kaiser der Osmanen.
Hofphotograph Piehner.

Der Mann sah mich mit einiger Überraschung prüfend an; dann schien er mich zu verstehen und sagte mit gemüthlichem Lächeln: „Gewiß, ich werde mich freuen, Ihr Kavaliere zu sein.“

Mein etwas hochmütiger Blick ließ ihn das Weitere verschlucken! Ich trat also in Begleitung des Dienstmannes wieder in das Cafe und bestellte wieder meinen Kaffee und mein Begleiter sich den in Frankreich so beliebten Absinth. Der Kellner lächelte, als er mich wieder erkannte; der Patron lächelte auch, als er vorbeikam, aber ich wurde mit größter Zuvoorkommenheit bedient!

Mein Dienstmann fing ein Gespräch mit mir an und ich sah, daß der Mann über eine gewisse Intelligenz verfügte, und so ließ ich mir verschiedenes von ihm erklären. Auch aus den Deutschenhaß kamen wir zu sprechen und ich fragte ihn, ob denn die drei Jahrzehnte, die seit dem Kriege verstrichen, nicht mildernd gewirkt hätten!

„O, Madame,“ sagte er und seine Augen flitzten zu leuchten an, „wir haben alle nur einen Wunsch, ein Ziel: Berlin in einen Schutthausen zu verwandeln, für all die Schmach, die wir erlitten!“

Dabei redete der Mann sich in ein Feuer, gestikulirte so heftig, daß die Nachbartische aufmerksam wurden und anfangen, mich besonders mißtrauisch anzusehen!

Bis jetzt hatte der Mann mir mein Deutschtum nicht angemerkt, aber durch das Gespräch auf den naheliegenden Gedanken gebracht, fragte er mich: „Sind Sie auch am Ende eine Prussienne?“

„Und wenn ich eine wäre?“ sagte ich, ihn lächelnd ansehend.

„Dann täten Sie mir leid, eine Sauerkrautfresserin zu sein! Sie sehen so anders aus, als diese Deutschen!“

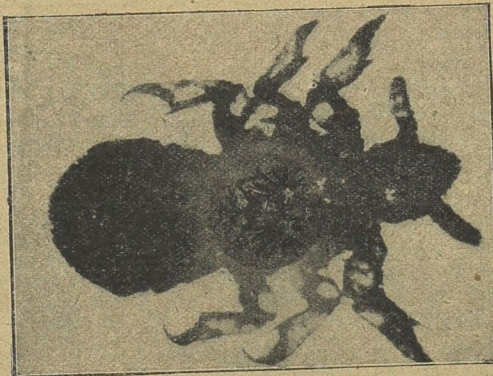
„Ich bin keine Preußin, aber doch eine Deutsche: eine Österreicherin, eine Wienerin!“ entgegnete ich.

Aber für den guten Mann war Österreich ein Land im Monde; das einzige, was er von unserer Monarchie wußte, war „Wien“. — Wien sei eine Stadt und zwar eine ganz schöne Stadt, wo das Rindfleisch besonders gut sei; das hatte ihm einmal ein französischer Reisender erzählt. — Durch unser etwas lautes Gespräch waren einige Herren an unseren Tisch getreten und schon durchschwirrten Worte wie „Deutsche Spionin“ die Luft! — Der Dienstmann erkannte die gefährliche Lage und flüsterete mir zu, mich ja nicht als Deutsche zu bekennen, sonst könnte es mir übel ergehen, — und sich an den zunächst Stehenden wendend, sagte er:

„Madame ist eine Fremde, welche unsere Stadt bewundert. Gerade erzählte sie, wie abschuldtig Berlin sei und wie

sie Frankreich entzückend finde. Madame ist nämlich eine — eine — Russin, darum spricht sie unsere Sprache so gut! Nicht wahr, Madame?“

Meine Augen wurden vor Verwunderung ganz groß, aber



Ein kleiner Ruse. Eine mikroskopisch 50fach vergrößerte Laus.

als ich umherblickte und jetzt an zwanzig Menschen mit drohenden Mienen vor mir stehen sah und mir mein Mann einfiel, der mich hier abholen sollte, der ein miserables Französisch sprach, da verließ mich mein Mut und ganz kleinlaut gab ich zu, eine Tischein zu sein, nicht eine Russin, sondern aus Prag! —

„Ah was, Prag! Prag ist eine Stadt so a la Lyon in — Rußland!“ erklärte gefaßt mein Begleiter.

Diese Erklärung beruhigte die Menge, nur ein blutjunges Kerlchen meinte, er habe mich schon die ganze Zeit beobachtet, und daß ich mit einem Dienstmann hierher zurückkam, hätte ihn in dem Verdacht bestärkt, daß ich eine Preußin sei; aber als Russin sei das was anderes, auch könne eine Sauerkrautfresserin nicht so gut französisch sprechen. —

Ich lächelte diesem Scheusal noch gezwungen freundlich zu, gab dem Dienstmann meine Börse zur Bezahlung und war



Ein heldenmütiger Pfadfinder.

Der 16jährige Gerhard Wischum, von der Pfadfinderabteilung der deutschen Kommandantur in Brüssel wurde für die unter Lebensgefahr ausgeführte Wiedergreifung eines belgischen Flüchtlings, den er auf einem Hausdache niederschlug, wobei er mit dem Belgier abzustürzen drohte, mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet.



Straßenbild in Dublin.

Österreichische Rote Kreuz-Schwester in der fleidsamen und praktischen Felduniform geleitet einen Pflegling durch die Straßen der Stadt.

fröh, als ich aus der Schwelte dieses gastlichen Cafés war und endlich am Arme meines Mannes hing!

Diese Episode hatte mir Paris verleidet, wo im Jahre 1899 eine Frau nicht ohne Herrenbegleitung ein Café be-

suchen durfte, und wo die männliche französische Galanterie sich nicht scheute, eine Dame anzupöbeln. —

Wir Pariser sind doch bessere Menschen, und die Pariser Höflichkeit ist jetzt — weltberühmt! —

Hände.

Skizze von Ludwig Beil (Hamburg).

Nein, man konnte Jeanette Renier nicht schön nennen. Sie hatte den großen Mund aller Schauspielerinnen, ihre Augen waren grau, und, da sie ihren Kopf nie nach der Richtung des Schauens wandte, besaß ihr Ausdruck etwas Lauerndes. Starres. Wohl war ihr Körper schlank und raffig, aber schon ihr Gang enthüllte seine gepflegte Biegsamkeit; aber das leere, fatalistisch ärmliche Gesicht schien so wenig zu der Gestalt der Tänzerin zu passen, daß ein geradezu unschönes Mißverhältnis entstand: das Gesicht war eine banale Verneinung des Körpers.

Dennoch: ich habe es Jeanette Renier innerlich gedacht, daß nur ihr Tanz begeisterte. Sie gab ihrem Körper erst durch Bewegung Schönheit, ihr Wille allein verschenkte den Reichtum ihres Gliederspiels an Hunderte, die da reihenweise wie auf Schulbänken vor der intimen kleinen Bühne saßen. Sein Rhythmus ward Phantasie, die Bewegung zum Taumel, der Taumel zum Tauchsen — der straffe Leib bog sich in grazvoller Kraft rückwärts. Mit symmetrisch erhobenen Armen blieb die Tänzerin plötzlich stehen wie ein aus ihrem Körper geprägtes Gebet, dann jagte sie ein Auck in erneuten verzühten Gestaltungen über die Bühne. Der Saal war so lautlos, daß man den Tritt der nackten Füße auf dem Teppich vernahm . . .

Eigentümlich, ja seltsam berührte an dem Tanz der Jeanette Renier, daß er die Schönheit seiner bewegten Linien fast nur der jeweiligen Haltung ihrer Hände verdankte. Alle Leidenschaft, deren er in der Ruhe zu entbehren schien, ja, die er selbst im Tanze noch verhüllte, wurde erst durch die wunderbare Schmiegsamkeit der Linie, die von den Fingerspitzen über den Handrücken zum Ellbogen läuft, deutbar.

Man fühlte, diese Hände konnten sprechen, lieben, entzagen, sie konnten jauchzen vor Glück, verzweifeln und weinen vor Leid. Sie erst gaben dem Tanz selbst im tollsten Wirbel eine in sich ruhende Geschlossenheit; jede Pose besaß, einzeln genommen, jene stolze Einfachheit der Linie, wie man sie an altägyptischen Statuen heute noch bewundert.

„Und doch fehlte dem Tanz der Jeanette Renier etwas,“ sagte ich am nächsten Tage zu meinem Freunde, dem Bildhauer. „Ich vermag's nicht auszudrücken, es war nur eine Nuance zu viel oder zu wenig. Ich denke eben daran, wie sie wohl im Freien, etwa auf einer Wiese oder zwischen hochstämmigen Tichten gewirkt haben würde. Nein, wirken ist auch nicht das richtige Wort, darauf sollte es wenigstens einer Tänzerin wie Jeanette Renier nicht ankommen. Vielleicht, daß ihr Tanz zu wenig Erlebtes war und zu sehr aus Selbstzwang kultiviert schien — ich weiß nicht . . . Nur ihre Hände! Solche Hände vergißt man nicht leicht, du!“

Der Bildhauer sagte sehr ernst: „Ich kenne deine Vorliebe für schöne Hände und teile sie.“ Er streifte mit dem kleinen Finger die Asche seiner Zigarre ab, blies langsam einige

Ringe und blidte ihnen nach, wie sie an dem quadratisch abgetheilten Glasdaß seines Ateliers breiter wurden und zergingen. Das Teewasser fing an zu sieden, er goß es über und erzählte dabei:

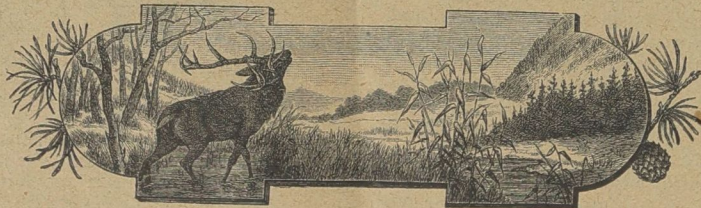
„Einmal nur in meinem Leben sah ich schöne Hände. Du wirst dich wundern, ich als Bildhauer . . . Aber weißt du: Hände von Modellen, mögen sie auch die herrlichsten Formen haben, sie ergreifen nicht, sie haben keine Seele. Und ich glaube, wenn ich die der Jeanette Renier gesehen haben würde, bliebe mein Urteil das gleiche. Du weißt ferner, daß ich mir keine Berufsmodelle halte, weil mir die eingelernten, schönen Posen' zuwider sind, dieses nachtschierne ‚Griechentum.‘“

Er hatte die Tassen vollgeschenkt und zündete sich eine neue Zigarette an. Nun lehnte er sich zurück, sein Blick ruhte träumerisch auf der Kante seines Rauchtischchens.

„Als ich hier einzog und mir an einem Frühlingsnachmittag wie heute meine Nachbarschaft betrachten wollte, fiel mein Blick zuerst in den kleinen Schulhof drüben. Meine Wirtin, die gerade abräumte, sagte, als habe sie mir den Gegenstand von meinem Hinterkopfe abgelesen: ‚Das ist die Blindenanstalt.‘ Niemand befand sich auf dem Hofe. Nur vor der einen Tür, im Hause mir gerade gegenüber, stand eine niedrige, vierräderige Gärtnerkarre mit mehreren Ristchen Blumen darauf. Als die Tür aufging, richtete ich mich unwillkürlich höher, als sollte nun drüben ein Wunder vor sich gehen — trotzdem ich in diesem Augenblick doch gar nichts weiter sah.“

Die Tür schloß sich und ein Mädchen stand davor. Seine Augen waren groß und schienen auf etwas unendlich Fernes gerichtet, das blasse, schöne Gesichtchen war leicht gekent. Ich weiß noch, daß das Kind braune Sandalen trug, die Farbe seines Kleides ist mir jedoch entfallen. Sie hielt die Arme zum Schutze gegen etwas nach vorn erhoben, so, daß die Handgelenke noch in Hüfthöhe blieben. Es war, als segneten sie ein unsichtbares kleines Wesen, das vor dem Kinde herschritt.

Es trat nun geradewegs auf die Karre zu und verschwand dahinter; ich sah nur noch die braunen Sandalen zwischen den Radspeichen hindurch . . . Über den Rand des ersten linken Holzkastens kamen langsam schlank Fingerspitzen. Sie krochen über die Blumenerde, und es schien mir, als schwebten sie darüber, ohne sie zu berühren. Die zarten Hände glühten rosig neben Blumen in der starken Frühlingssonne. Sie berührten die Stengel, richteten sich an ihnen empor, betasteten jeden Blumenkelch so leise, daß er kaum zitterte, liebkosten jedes Blatt, jedes Ästchen und glitten zuletzt wie junge Priesterhände über das Ganze. Jede dieser Hände schien mir in dem Augenblick ein so heiliges, kaum noch irdisches Wesen für sich, daß ich seltsam überrascht, ja erschüttert war, als das Kind von den Blumen zurücktrat und die Hände wieder seine schützenden Begleiter wurden.“



Lüge, wie sie schlau sich hütet,
Bricht am Ende stets das Bein;
Kannst du wahr nicht sein aus Güte,
Vern aus Klugheit wahr zu sein.

Fürs Saats.

Dein Glück es ist so selten echt
Und wird dich oft betrüben.
Der Schmerz verlehrt dich erst ein Recht
Dem Leben zu gehören.

Der deutsche Aar 1914 15.

Zur Sonne flog der deutsche Aar
In kühnem Flug empor,
Zum Quell des Lichts, das immerdar
Der Starke sich erkor;
Zu lange ward im Völkerspiel
Sein Flugfeld eingeeengt,
Bis er sich selbst zum Sonnenziel
Die Fesseln hat gesprengt.

Doch kaum, daß er die Schwingen regt
Im weiten Himmelszelt,
Ist rings um ihn die Luft bewegt
Von Raben aller Welt.
Sie träh'n sich heiser: „Steig' herab,
Dein Schatten tut uns weh;
Und folgst du nicht, so ist dein Grab
Dort oben in der Höh!“

Doch unbeirrt nahm seinen Flug
Der deutsche Aar zum Ziel:
Den eigne Kraft zur Sonne trug,
Ist nicht der andere Spiel!
Das war einmal; der Raben Schar
Nahm an, daß es noch sei;
Nie durst' die Luft der deutsche Aar
Durchfliegen stolz und frei!

„Herab, herab!“ Millionmal
Durchdröhrt ihr Schrei die Welt,
Die ihrer Raben ganze Zahl
Dem Aar als Feind gestellt.
„Herab, herab!“ — Und tödlich wund
Stürzt aus dem Himmelstraum
Die Rabenschar und was im Bund
Mit ihr in kurzem Traum!

Gestürzt vom Jang des deutschen Aar,
Der aufsteigt stolz und frei,
Liegt todeswund der Raben Schar;
Die Zeiten sind vorbei,
Da ihr Gedächtnis dem Starfen wehrt,
Was ihm die eigne Kraft
Im Siegesfluge hat beschert,
Als er sich aufgerafft!

Friedrich Adermann
im Landsturmataillon Reutlingen.

Ueber die Kleidung der Kinder

sind die Ansichten sehr verschieden. Manche Mütter sind sehr ängstlich um das Wohl ihrer Kleinen bemüht und glauben, sie möglichst warm kleiden zu müssen, um sie vor Erkältungen und anderen Krankheiten zu schützen. Andere wollen sie abhärten und suchen dies auf jede Weise zu erreichen. Beides ist richtig, wenn es in richtiger Art gehandhabt wird. Doch gereicht das eine wie das andere dem Kinde zum Nachteil, wenn nicht auch hier die gute Mittelstraße eingeschlagen wird. So reizend es ist, wenn die Kinder sich während der warmen Jahreszeit in weißem, düstigen und luftigem Gewande zeigen, so unangenehm berührt es das Auge des unbefangenen Zuschauers, die Kleinen auch an kalten Tagen in der gleichen Kleidung zu erblicken. Die ganz Kleinen Kinder brauchen etwas wärmere Kleider als die größeren, weil sich diese die fehlende Wärme durch vermehrte Beweglichkeit verschaffen können. Bei allen Kindern ohne Ausnahme ist aber darauf zu

achten, daß sie der Jahreszeit angemessen gekleidet werden. Man möchte wohl einmal eine ihr Kind schuklos dem scharfen Ostwinde aussehende Mutter aufs Gewissen fragen, wie sie das gleiche Vorgehen finden würde. Wie auch die, welche ihr Kleinstes bis über die Ohren verpackt, ob sie diese gesteigerte Hitze angenehm nennen möchte. Auch ist auf den Temperaturunterschied zwischen draußen und drinnen zu achten. Sehr viele, wenn nicht die meisten Erkältungskrankheiten, können durch vermehrte Aufmerksamkeit vermieden werden. Die Unterleibung muß in der kalten Jahreszeit entsprechend wärmer und auch länger sein. Sind dadurch ebenfalls längere Kleiderröcke erforderlich, so ist das nur zweckdienlich. Der Fußbekleidung muß insofern Aufmerksamkeit geschenkt werden, als sogar das nur ganz wenig feuchte Schuhwerk sofort gewechselt werden muß und die Strümpfe nach jedem Ausgange mit anderen zu vertauschen sind. Übrigens ist von der zu warmen Hals- und Kopfbekleidung aufs dringendste abzuraten.
Dr. O bert.

und ist ganz vorzüglich: Die Wachteln werden gerupft, gelengt, ausgenommen (Herz, Leber und Magen gut gefäubert wieder hineingesteckt), dann mit Weinblättern und darüber mit Speckplatten überbunden; innen hinein steckt man noch ein Büree von Champignons und Petersilie, legt die Vögel in eine Kasserolle, die mit Butter bestrichen und mit Salz leicht ausgestreut ist, gibt feingewiegte Champignons, eine feingeschnittene Trüffel, Petersilie, Wacholderbeeren, einen Stengel Salbei, einige kleine Schalotten dazu und brät die Wachteln unter stetem Begießen 10 bis 15 Minuten. Dann gießt man ein Weinglas voll Rot- oder Portwein und noch einmal so viel braune Kraftbrühe an, schmeißt ein braunes Buttermehl, das man darunter zieht, läßt alles noch einmal aufkochen, seigt die Sauce durch und richtet sie über den von den Speckbarden befreiten Wachteln in einem Kranz von frischer Brunntresse an.

Saatswirtschaft.

Für die Küche.

Gelberüdentischlein. 2 Pfd. gelbe Rüben gekocht, durch die Maschine getrieben, 1 Pfd. Kartoffeln ebenfalls gekocht, geschält und durch die Maschine getrieben, werden gut vermischt, etwas fein gewiegte Petersilie, Salz und Pfeffer darunter gemischt, nach Belieben ein Ei, von dieser Masse formt man Küchlein, die man in Paniergrieß wendet und in heißen Fett schön braun bädt. Man kann die Küchlein auch kochen, wenn man Fett sparen will, dann macht man einen Probekloß, dem man etwas Kartoffelmehl zugeben kann, wenn er nicht zusammenhält.

Zweischentkudel. 2 Pfund Kartoffeln werden gekocht, geschält durch die Maschine getrieben, ein Ei darunter gemischt, 3 Löffel Mehl, etwas Salz und gut vermischt, daß es einen schlichten Teig gibt. Der Teig wird auf dem Kuchelbrett ausgewellt, in kleine Stücke geschnitten. Auf jedes Stück legt man eine ausgeleitete Zweische und gibt den Teig so um dieselbe, daß sie ganz umfüllt ist. Sind die Zweischen noch sauer, kann man mit dem Teelöffel etwas Zucker an die Stelle des Kernes geben. Die Klöße werden in Salzwasser gekocht. Probekloß machen!

Bratheringe mit Zwiebel. Die nötige Anzahl recht frischer, guter Heringe schuppt man vorsichtig, dann werden sie ausgenommen, in kaltem Wasser sorgfältig gewaschen und abgetrocknet, worauf man Köpfe, Flossen und Schwänze abschneidet. Auf 10 bis 15 Heringe rechnet man 4 bis 5 mittlere Zwiebeln, die man schält, in feine Scheiben schneidet und in die Pfanne legt, in der man halb Butter, halb Schmalz hat kochenlassen. Sobald die Zwiebeln etwas durchgeschmort sind, legt man die Heringe hinein, streut etwas Salz darüber und läßt ordentlich auf jeder Seite 6 bis 8 Minuten braten. Dann legt man sie nebst Zwiebeln und Fett in eine erwärmte, etwas vertiefte Schüssel. Am passendsten sind Kartoffeln in der Schale dazu.

Wachteln mit feinen Kräutern. Zwar sind Wachteln selten genug zu haben, aber während der Rebhühnerjagd wird doch ab und zu eine mit erlegt und liefert nicht nur dem Kenner einen wunderbar guten Braten, der besonders durch ein unterlegtes Trüffelbüree, einfacher mit einer Schüssel italienischer Macaroni mit Käse und Tomaten, jedem großen Diner zur Ehre gereicht. — Eine weitere wenig bekannte Zubereitungsart nennt sich „Cailles aux fines herbes“

Frühaustrichen heißt es am Tage des Großkreinemachens. Kleine Unbequemlichkeiten sind beim Großkreinemachen nicht zu vermeiden, aber bei einigem guten Willen liegt auch diese Arbeit schnell hinter uns. Die Parole für den Tag des Großkreinemachens laute: Früh aufstehen, einfach kochen und an nicht anderes denken, als an das große Werk! Sogar den Mittagsschlaf muß man einmal beiseite legen können und ferner geeignete Vorjorge gegen Überumpelung durch Besuch treffen. Wenn die Sache recht flott geht und bis mittag schon ein gutes Stück gefördert ist, so verliert sie auch für die Familie schon viel von ihren Schrecken.

Um Butter lange frisch zu erhalten, kochte man Salzwasser, laße es abkühlen und gieße es auf die Butter, so daß dieselbe davon bedeckt ist.

Emailliertes Kochgeschirr blank zu reinigen. Drei Liter Wasser, einen Eßlöffel Pottasche, einen Löffel Chloralkali rührt man zusammen, gießt dies in die dunkel gewordenen Töpfe und stellt sie warm und so, daß keine unbefugten Hände daran kommen. Nach einer Stunde gießt man die Lauge in ein Geschirr und bearbeitet damit die Töpfe mittels Scheuerrohrs auch von außen. Sie werden sehr blank.

Erprobtes.

Entfernen von Fettleden aus Parfett-Fußböden. Man reibt die Flecke mit Schmierseife tüchtig ein, gießt etwas starken Alkohol darauf und zündet diesen unter Anwendung der nötigen Vorsichtsmaßregeln an. Der Flamme darf man mit den Kleidern nicht zu nahe kommen. Nach Erlöschen der Flamme scheuert man mit recht heißem Wasser tüchtig mehrere Male nach; der Fleck wird dann unbedingt verschwunden sein.

Bindfadenreste sollten jeder für sich aufbewahrt werden. Sehr geeignet zum Aufwickeln sind die kleinen Knebel, die man fast mit jedem Paket heimbringt. Das Ende des aufzuwickelnden Bindfadens muß so befestigt sein, daß es nicht aufreißt. Diese einzelnen kleineren oder größeren Knäuel hebt man in einer leeren Zigarettenhülle auf.

Gesundheitspflege.

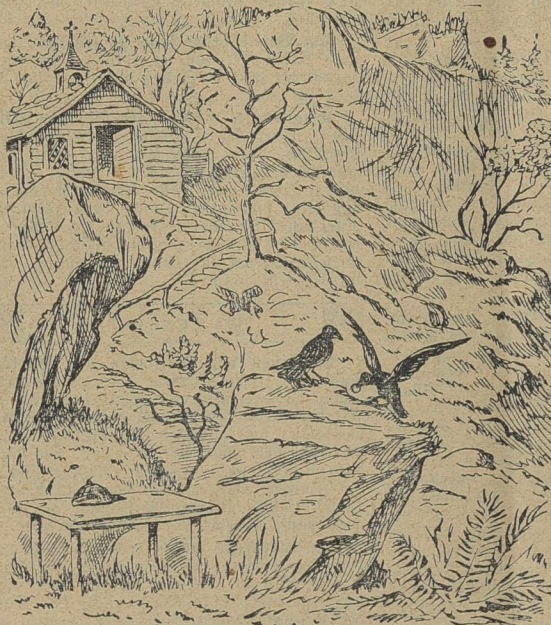
Sonig ist ein sehr gutes Nahrungsmittel für Kinder. Besonders für solche, die an Hartleibigkeit leiden. Es ist jedoch geboten, den Kindern nicht zu viel zu geben, sondern höchstens am Tage drei Messerspitzen voll.



Sturmangriff der Deutschen auf eine englische Stellung bei Hooge. Nach einer Zeichnung von Roitasczyk.

Rätsellecke.

Suchbild.



Wo ist der fromme Einsiedler?

Dreißilbenrätsel.

Zu der Ersten dunklen Gründen
Dust und Frische dort zu finden,
Treibt's aus der zwei Rechten Enge
Unaufhaltfam stets die Menge.

Mit der Ganzen Zaubertönen
Fühlt ins Reich des ewig Schönen
Deine Seele Du erhoben
Und den „Meister“ mußt Du loben. —
(‘rajuqhuuZ)

Rätsel.

Der Ersten Weite zu ergünden
Wohl Niemand leicht gelingen mag;
Die Zweite tapfer zu verwünden
Braucht's manchen Kampfes schweren Tag.
Das Ganze ist ein Weh hienieden,
Dem wenig Teilnahme beschieden.
(‘raupfhuuZ)

Scherzfrage.

Was ist das Bestridendste auf der Welt?
(‘uauuz arw equapuz)

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:
Tausch-Quadraträtsel.

F	D	R	T	P	E	R	U
B	E	R	N	N	D	R	D
A	U	L	A	P	Z	E	A
S	A	N	D	S	A	L	T

Feldpost.

Zweißilbenrätsel. Lampe.

Rätsel. Rose (Knospe, Hagebutte).

Scherzfrage. Der Kochlöffel.

Gedrukt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gelellsch. m. b. H.
Hofbuchdruckerei, Cöthen. Anst. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.



